

Über das Schreiben und das Lesen autobiographischer Texte

Prof. Dr. Jürgen von Troschke

Der Trägerverein des DTA hat über 500 Mitglieder, von denen rund 70 ehrenamtlich in der Archivarbeit engagiert sind. Der Anteil der Frauen liegt bei 70 %. Auch die führenden Positionen werden vor allem von Frauen wahrgenommen. Im Sinne der Geschlechtergerechtigkeit bin ich der Repräsentant der Männerquote.

Nach meiner Emeritierung (als Professor an der Medizinischen Fakultät der Freiburger Universität) habe ich angefangen, Kunstkritiken zu schreiben. In diesem Zusammenhang habe ich mir die aktuelle Ausstellung „Ego Documents. Autobiographie in der Gegenwartskunst“ im Kunstmuseum Bern angesehen. Beim Verfassen der Kritik bin ich eingegangen auf den eigenartigen Widerspruch in unserer Gesellschaft zwischen einem allgemeinen Drang zur öffentlichen Selbstdarstellung und der zumeist mit großem Pathos vorgetragenen Forderung nach dem Schutz der Privatsphäre. In der Gegenwartskunst gibt es viele Beispiele für Werke, die nur im Kontext der jeweiligen Lebensgeschichte verstehbar sind. Viele Exponate auf Kunstausstellungen können nur unter Zuhilfenahme museumspädagogischer Erklärungen verstanden werden. Ausstellungskataloge werden zu Gebrauchsanweisungen.

Unser Thema ist ein anderes. Zwar geht es auch um Selbstzeugnisse, um Selbsterkundung und in gewisser Weise auch um Selbstdarstellung, nur sind die sozialen Räume, in denen dieses geschieht, andere, ebenso wie die Intentionen derjenigen, die autobiographische Texte und die Motive, die uns dazu bringen diese zu lesen.

Was wissen wir über diese Motive? Welcher Nutzen ergibt sich aus der Arbeit des Aufschreibens von Erlebnissen und Erinnerungen? Was erwarten wir von der Lektüre von Tagebuchaufzeichnungen, Lebenserinnerungen und Lebenslaufbeschreibungen? Und, was fangen wir damit an?

Wir sind heute zusammengekommen, um uns derartigen Fragen zu stellen und gemeinsam nach Antworten zu suchen.

Wir können davon ausgehen, dass heute gleichermaßen Tagebuchschreiber wie Tagebuchleser anwesend sind, wobei man die Hypothese aufstellen könnte, dass es sich um unterschiedliche Personengruppen handelt – entweder oder, und nur selten beides nebeneinander. Möglicherweise ist das aber ein Irrtum. Machen wir die Probe aufs Exempel. Wer von Ihnen führt ein Tagebuch? Und wer hat in der letzten Zeit ein Tagebuch gelesen? – Nun denn, wir sehen, das Erfahrungspotenzial ist groß und dementsprechend groß sind die Chancen im Austausch der Erfahrungen voneinander zu lernen.

„Wenn ich eine Weile nicht schreibe, werde ich so sauer, dass ich mir bösartig vorkomme. Schreibend kann man fast alles ertragen. Ich habe da meine Notizbücher... Ich halte mich dadurch am Leben, dass ich reagiere. Nicht reagieren können heißt ersticken“ erklärte Martin Walser in einem Interview seine Motive zum Tagebuchschreiben. Und „Ich habe die Erfahrung gemacht, dass jeder Leser sein Buch liest und nicht mein Buch. Jeder Leser schreibt sein Buch beim Lesen. Das macht das Lesen überhaupt erst möglich“... „Man kann ein Buch nur lesen, wenn man darin vorkommt“. Dazu passt die Aussage von Marcel Reich-Ranicki: „Es ist viel leichter, sich mit Thomas Mann auseinanderzusetzen, als mit sich selbst“.

Der vor den Nationalsozialisten geflohene, polnische Schriftsteller Witold Gombrowicz begann 1953 im Exil in Buenos Aires ein Tagebuch mit den programmatischen Einträgen:

Montag: Ich

Dienstag: Ich

Mittwoch: Ich

Donnerstag: Ich

Erst am Freitag beginnt er mit dem Aufschreiben seiner Gedanken und Überlegungen, die, nachdem sie 1971 veröffentlicht wurden, als „eines der großen Meisterwerke des Denkens und Beobachtens, eine Auseinandersetzung mit der Welt mit einem Maximum an Freiheit“ bezeichnet wurden. Gombrowicz verstand sein Tagebuch als eine Form der Mitteilung und stellte diesbezüglich fest: „Ich schreibe dieses Tagebuch nicht gern. Seine unredliche Aufrichtigkeit quält mich. Für wen schreibe ich? ... und wenn für den Leser, weshalb tue ich so, als spräche ich mit mir selbst? Sprichst Du so zu Dir, dass es die andern hören? ... Ich sollte dieses Tagebuch als ein Werkzeug meines Werdens in Eurem Angesicht behandeln - danach streben, dass Ihr mich auf eine bestimmte Weise begreift - auf eine Weise, die mir (heraus mit dem gefährlichen Wort) Talent ermöglicht. Möge dieses Tagebuch moderner und bewusster und möge es von der Idee durchdrungen sein, dass mein Talent nur in Verbindung mit Euch entstehen kann, d.h. dass nur Ihr allein Talent in mir entfachen – mehr noch, es in mir erschaffen könnt. Ich möchte, dass man in meiner Person das sieht, was ich suggeriere ...

Andere Tagebücher sollen sich zu diesem hier verhalten wie die Worte ‚Ich bin so‘ zu den Worten ‚Ich möchte so sein‘“ (S.61). Von Max Frisch stammt die Aussage „Wahrheit kann man nicht erzählen, man muss sie erfinden.“

Peter Handke stellte einmal in einem Interview (Michaelsen, Sven, 2006: Starschnitte DuMont. Köln) fest: „Meine so genannte Biographie besteht aus falschen Spuren, die ich erst selbst lege, damit zum Erfinden möglichst wenig übrig bleibt. Wenn Legenden schon sein müssen, dann spiele ich halt ein bisschen mit. Ich habe kein so ereignisreiches Leben. Es wird erst dadurch interessant, dass ich ein paar Spuren lege. Ich lese über mein Leben und bin ganz entzückt. Man erfindet etwas, damit man selbst etwas zu lesen hat“ (S. 97).

Und Harald Schmidt bekannte: „Das Tagebuchschreiben habe ich irgendwann bleiben lassen, weil ich gemerkt habe, dass ich schon die Notizen auf Wirkung schreibe“.

Diese Zitate stammen von Menschen, die Schreiben zu ihrem Beruf gemacht haben und deshalb, selbst wenn sie das vehement von sich weisen sollten, davon abhängig sind, dass Andere ihre Texte lesen und dafür mit Geld bezahlen.

Wie steht es mit den Frauen und Männern, deren Tagebücher, Lebenserinnerungen, Autobiographien und Privatbriefe das Deutsche Tagebucharchiv sammelt und interessierten Lesern zur Einsichtnahme zur Verfügung stellt. Beim Verfassen ihrer Texte konnten sie noch nicht davon ausgehen, dass diese später von anderen gelesen werden. Viele führen ein Tagebuch, gerade weil sie niemanden haben, dem sie ihre Erlebnisse mitteilen können, der sich für ihre Gedanken und Gefühle interessiert. Für sie ist das Tagebuch ein wichtiger Kommunikationspartner, dem man alles sagen kann, der unendlich geduldig ist, niemals widerspricht oder korrigiert.

Die Motive zum Verfassen autobiographischer Texte sind verschiedenartig – ebenso verschiedenartig, wie die Motive, die uns veranlassen, uns für die von anderen Menschen verfassten autobiographischen Texte zu interessieren und darin zu lesen. Dabei kann man grundsätzlich die These aufstellen, dass die Verfasser immer auch Narzissten sind, ebenso wie den Lesern voyeuristische Motive unterstellt werden können. Der Reiz des Privaten liegt eben darin, dass dieses normalerweise verborgen wird und nicht jedermann einsichtig ist. Die Lust an der Beschäftigung mit der eigenen Person versteht sich auch im Kontext sozialer Normen, die eben dieses als unziemlich bewerten und im Kontext religiös begründeter Werte als Eitelkeit verdammen. So gesehen hat sowohl das autobiographische Schreiben wie das Lesen autobiographischer Texte den Reiz dessen, was man eigentlich nicht tun sollte und deshalb umso mehr zu tun motiviert ist.

Philippe Lejeune, der Doyen, der Wortführer der modernen Autobiographieforschung definiert deren Gegenstand als die „rückblickende Prosaerzählung einer tatsächlichen Person über ihre eigene Existenz, wenn sie den Nachdruck auf ihr persönliches Leben und insbesondere auf die Geschichte ihrer Persönlichkeit legt“ (Lejeune, 1994, S. 14).

Eine Autobiographie ist somit eine Erzählung in Prosa über eine individuelle Lebensgeschichte, bei der sowohl Autor und Erzähler wie Erzähler und Hauptfigur identisch, die Perspektive retrospektiv ist. Lejeune postuliert einen autobiographischen Pakt, mit dem der Verfasser beim Leser die Authentizität des Dargestellten als von ihm selbst erlebt garantiert.

Lebenserinnerungen werden in unterschiedlichen Lebensphasen und Lebenssituationen verfasst. Es geht um Sichtung, Ordnung und Bilanzierung. Aus einer schier unendlichen Fülle von Erlebtem wird nur ein kleiner Teil erinnert, der wiederum unvollständig und nicht nur deshalb voller Widersprüche ist. Der Fluss des Lebens ist nur selten gradlinig, sondern immer wieder verzweigt, rückläufig, ineinander verschlungen, meandernd und somit aus dem Rückblick schwer zu überschauen. So sieht sich der, der seine Lebenserinnerungen aufschreiben will, nicht nur mit einer verwirrenden Vielzahl von Fragmenten konfrontiert, die zu einem stimmigen und somit überzeugenden Gesamtbild zusammengestellt werden müssen, sondern auch mit

dem Phänomen, dass dies nur gelingen kann, wenn diejenigen Teile, die nicht in das Gesamtbild passen, passend gemacht oder fortgelassen werden. Erinnerung ist immer eine Konstruktion, die die Perspektive und Befindlichkeit dessen wiedergibt, der sie gerade zu fassen versucht. Autobiographische Texte dienen auch der Rechtfertigung vor sich selbst und vor anderen. Sie sind wie die Bilder, die wir von uns im Spiegel sehen und nur selten ohne Korrekturen zu ertragen in der Lage sind.

Für den Leser von autobiographischen Texten folgt daraus, dass er davon ausgehen muss, dass es sich nicht nur um die reine Wahrheit handelt, wenn es so etwas überhaupt, bezogen auf den Verlauf eines Menschenlebens geben kann, sondern immer um Konstruktionen, die bewusst oder unbewusst ein bestimmtes Bild herstellen und vermitteln wollen. Der Leser ist gefordert, nicht nur die vermittelten Inhalte zu verstehen, sondern auch zu erkennen, was möglicherweise verschwiegen wurde, was verfälscht oder geändert ist, um einen bestimmten Eindruck zu vermitteln. Damit wird der Leser zum Detektiv, der versucht Indizien für das Verborgene zu erkennen, allzu glatte Aussagen zu dechiffrieren und die Person und ihre Interessen hinter dem Vorgestellten zu erkennen.

Jeder, der etwas aufschreibt muss davon ausgehen, dass es keine Möglichkeit gibt auszuschließen, dass das Geschriebene von anderen – erlaubt oder unerlaubt – gelesen wird. Da hilft keine Geheimschrift, keine Vercodung oder Verschlüsselung. Im Dechiffrieren von Texten Trainierte können auch zwischen den Zeilen lesen und werden besonders aufmerksam, wenn sie den Eindruck gewinnen, dass etwas bewusst weggelassen wurde. Daraus ergibt sich eine Risikospaltung, die sowohl Angst machen, wie Lust erzeugen kann. Wir kennen die Ambivalenz derartiger Gefühle nicht nur vom Achterbahnfahren. Wir wissen um den Reiz des Risikos, des Entdecktwerdens, der den Lustgewinn des Versteckens (nicht nur in Kinderspielen) ausmacht. Versuchen wir die von mir vorgetragenen Assoziationen, bezogen auf die eingangs gestellten Fragen zu ordnen.

Lebenserfahrungen werden aus verschiedenen Gründen und Anlässen aufgeschrieben, z.B.:

- Schreiben als *Vergewisserung der eigenen Person*, nach der Maxime „Ich schreibe, also bin ich“:
- Schreiben als eine Form der *bewussten Verarbeitung von Erlebnissen*, in dem Versuch diese zu verstehen und die damit verbundenen Gefühle zu bewältigen
- Schreiben als Versuch die *Komplexität von Lebenserfahrungen in Wort zu fassen*, in logischen Aussagen zu ordnen und damit erträglich zu machen. Wobei wir feststellen können, dass der Nutzen für die Gesundheit nachweisbar ist.
- Schreiben als *spielerische Erkundung des Selbst*, als Ausprobieren von Gedankengängen im Schutz der für andere primär nicht einsehbaren Privatheit des verschlossenen Tagebuches.
- Aufschreiben als eine Möglichkeit des Festhaltens im Fluss der Ereignisse, als Hilfestellung für spätere Versuche des Erinnerns.
- Aufschreiben als *Confessio* – im Sinne des Augustinus von Hippo – gleichermaßen als „Schuldbekennnis“ wie als Bekenntnis des Glaubens gegenüber einem allwissenden und alles verzeihen könnenden Gottvaters.
- Schreiben als *Zeitzeugenschaft*, als Protokollierung dessen, was geschehen ist, um später Zeugnis abgeben zu können (z.B. Tagebuchnotizen von Gefangenen in Konzentrationslagern)
- oder, Schreiben aus *Lust am Fabulieren*, am Spiel mit den Worten.

Oder, wie Philippe Braunstein in seinen lesenswerten „Annäherungen an die Intimität“ in der Renaissance formuliert hat: „Die Intensität der Empfindungen hängt einzig von der Alchemie des Schreibens ab. Das Schreiben ordnet die Vergangenheit und erhält so die Quellen des Gedächtnisses lebendig; es ist eine Liturgie der Liebe, ein Kult des Erinnerns, der das schmerzhafteste Bewusstsein des Subjekt konstituiert und erneuert.“

Die Gründe sind vielfältig. Wir könnten diese Veranstaltung nutzen, gemeinsam differenzierter darüber nachzudenken und ggf. an Hand von Textbeispielen versuchen, die Intentionen der Verfasser zu erkennen.

Ich selber – Sie können sich denken warum – habe viele Versuche gemacht ein Tagebuch zu führen, die immer wieder erfolglos abgebrochen wurden. Beim Aufräumen meines Arbeitszimmers habe ich vor kurzem viele angefangene Tagebücher gefunden, deren Aufzeichnungen nach wenigen Tagen enden. Warum? Ich glaube, weil meine Ansprüche zu groß waren. Erst als ich gelernt habe, bescheidener zu werden, zu verdrängen, dass irgendjemand sich über meine unausgegorenen Gedanken und hilflosen Versuche der Selbstreflexion lustig machen könnte ist es mir gelungen, die Möglichkeiten eines Tagebuches für mich nutzbar zu machen. Seitdem habe ich (fast) immer ein Moleskine-Notizbuch dabei, in dem ich meine Gedanken festhalte, Zitate aufschreibe und meine Fähigkeiten im Beschreiben von Situationen trainiere.

Im Rückblick kann ich feststellen, dass ich lange gebraucht habe, um meinen Stil der Nutzung von Tagebuchaufzeichnungen zu finden, wobei ich diese bisher nur selten zur Hand nehme und darin lese.

Damit kommen wir zur Frage nach den Motiven zum Lesen von autobiographischen Texten. Wie schon die eingangs vorgestellten Zitate von Martin Walser und Marcel Reich-Ranicki (Sie können sich denken, warum ich beide miteinander verbinde) deutlich gemacht haben, ermöglicht das Lesen autobiographischer Texte durch die Identifikation mit dem jeweils Anderen, uns selbst zu erleben und besser zu verstehen. Wir erweitern unseren Horizont, indem wir uns die Lebenserfahrungen anderer Menschen einverleiben, uns zu Eigen machen und damit unsere Möglichkeiten des Verstehens und Handelns erweitern. Wenn wir lesen, was andere Menschen erlebt haben, wie sie damit umgegangen sind, was sie daraus gemacht haben, können wir nicht nur unsere eigenen Lebensprobleme relativieren, sondern auch das für einen gesunden Menschenverstand so essentielle Gefühl der Demut entwickeln.

Ihnen werden noch viele andere Gründe einfallen, die möglicherweise allgemein, sicher aber für Sie wichtiger sind. Lassen sie uns darüber miteinander in Gespräch kommen. -

Mein Ziel war es, Diskussionen anzuregen. Ich hoffe, dass mir das gelungen ist.